

Adam Thirlwell, ein flüchtiges Wunderkind? *Gelesen von Richard Jilka*

„Bei Adam Thirlwell“, so bescheinigt ihm Milan Kundera in den vom deutschen Verleger zusammengestellten Kladdentexten, ist „das Talent einzigartig.“ Wenn man es einmal weiß, fühlt man sich bei der Lektüre von „Flüchtig“, nicht bloß wegen der böhmischen Kulisse, verschiedentlich an Kundera erinnert. Darüber hinaus sei der 1978 geborene Adam Thirlwell, wird das *Time Magazine* zitiert, „das Wunderkind der britischen Literatur“. Und *The Guardian* bezeichnet seinen 2009 erschienen Roman „Flüchtig“ als einen „der besten britischen Romane seit Jahren“. „Ein Wunder“ nennt ihn gar die *New York Times*. Wie sollte man ein solches Wunder, genannt Literatur, nicht kaufen wollen? –Verstehe ich als demnächst alternder Mann die Welt nicht mehr? Habe ich das Lesen verlernt oder wird hier gar nicht für mich geschrieben? Oder wird gar nicht *mehr* geschrieben? Wie kommt man an solche vorzüglichen Kritiken?

Kladdentexte sind Schrott. Kurz & bündig: getreu einer Maxime Kurt Tucholskys schreibt Thirlwell: Hauptsätze! Hauptsätze! Hauptsätze!, oft ergänzt durch einen kleinen Nebensatz. Diese Regel für die Anfertigung der politischen Agitation dienender Texte hält unser Romancier auf den 382 Seiten seines Werkes nahezu durchgehend ein. Der monotone Satzbau ist ermüdend. Die Verwendung der indirekten Rede an Stelle der (ehemals in Anführungszeichen gesetzten) direkten ist ein modisches, d.h. neuerdings weit verbreitetes Stilelement, das sachlich begründet werden kann, da man den Sprecher ja weder sprechen gehört hat noch hört, sondern vorgibt, bloß gehört zu haben, er habe so oder ähnlich gesprochen. Nun gut, bei der wenn auch inkonsequenten Verwendung der indirekten Rede hat sich der Autor was gedacht und wir können damit leben – wenn sich nicht von Seite zu Seite diese Hauptsatzreihen monoton hinzögen. Darüber hinaus hat der Text keine eingängige Struktur. Der Autor weiß vermutlich, wovon es ihm und seinen Figuren geht, welches Geflecht der Text webt, der Leser aber weißes nicht. Die schlaglichtartige Aneinanderreihung kurzer Episoden ermüdet, erschwert den Einstieg. Ein gutmütiger Leser muß dem Autor auf seine blauen Augen hin schon ziemlich viel Vertrauensvorschuß geben, wenn er so lange liest, bis sich auch ihm eine verständliche Struktur zu erkennen gibt. Soll hier durch einen Taschenspielertrick inhaltliche Komplexität vorgetäuscht werden, indem der Leser, anstatt geistige Nahrung geboten zu bekommen,

verschwiegene Zusammenhänge & Themata erschließen muß, auf daß wie bei einem Krimi durch Auslassungen ein Moment der Spannung entstehe? Das wäre billig. Und es mißlingt. Zwischen die oft bloß daherlabernden, mit ihrer Inhaltsarmut unzureichende weltlich-geistige Erfahrung des Autors verratenden Kurzsätze sind mitunter trotz ihrer Länge verblüffende Sätzen eingeflochten, die punktuell gute Beobachtungen und treffende Einsichten aufleuchten lassen; die einem jedoch irgendwie bekannt vorkommen. Bei den meisten der Langsätzen handelt es sich wahrscheinlich um die angelesenen Passagen, abgeschrieben, meist abgewandelt, von über 40 angesehenen Autoren, deren Namen, vermutlich aus Redlichkeit und um dem Vorwurf des Plagiats zu entgehen, am Ende des Buches aufgelistet sind: S. Bellow, E. Gibbon, Th. Mann, Groucho Marx u.v.a... Wäre es nicht besser, statt einer Collage das Original zu lesen? Ist denn eh schon alles gesagt, nur noch nicht von jedem? Sollen wir erlesen, lesend erfahren und also nachvollziehen, daß alles bereits Gesagte & Gedachte sich bloß, mit leichten Variationen, wiederholt? Aufzuschlüsseln, wer was wie und in welchem Zusammenhang gesagt oder geschrieben hat, bevor es witzig abgewandelt oder genialisch mit erweitertem oder verkürztem Bedeutungsgehalt versehen oder sonstwie von Thirlwell in seinen Text eingebaut wurde, erfordert eine historisch-kritische Aufarbeitung, die, sollte das Buch Bestand haben, gewiß von späteren Generationen zwecks Erlangung eines Doktorgrades geleistet werden wird. – Die Frage bleibt: ob und inwieweit Thirlwells Ausdrucksweise die Befindlichkeit eines Teils seiner Generation wiedergibt, inwieweit er Probleme seiner Zeitgenossen auf ihnen gemäße Art behandelt und ob einige von ihnen ihn gerne & mit Gewinn lesen? Sein den Textfluß sprenkelnder Witz erinnert mitunter an Filmszenen oder Slapstick Komik, melancholisch angefärbt, seichte Banalität vorgetragen aus der Perspektive abgeklärter Weltkenntnis, deren Fülle dem Autor mangelt. Überhaupt ist es für einen etwas über 30jährigen sehr gewagt, sich in das Bewußtsein eines bald 80jährigen hineinzuphantasieren, was im vorliegenden Fall auch mißlingt. Statt alt wirkt die geschilderte Hauptfigur eher altklug, der vergreisende Haffner erinnert an einen mittelalten Mann, der sich seiner Geilheit zum Trotz alt vorkommt.

Vielleicht ist die langatmige Langeweile von Thirlwell bewußt gewollt und entspricht genau dem mit Haffners Leben in „Flüchtig“ vorgeblich beschriebenen „Bild der Bürgerlichkeit des 20. Jahrhunderts: der graue Atlantik.“(S. 12) Leider wird das versprochene Bild des vergangenen Jahrhunderts aus der Sicht eines erfolgreich gescheiterten, mit allen Wassern gewaschenen,

folglich abgeklärt bald sterbenden Lebemanns nur schemenhaft angedeutet. Die grauen Tiraden der Kurzsätze skizzieren nur flüchtig Haffners Leben, handeln punktuell von einigen seiner Kriegs-, Ehe- oder Berufserinnerung, sie reden von der eigentlichen oder wirklichen Wirklichkeit, von dem vergeudeten Leben oder dessen Ernst, von einer zu erbenden Villa in Böhmen und dem verheißenen Heimatland, von der Verletzlichkeit & Sterblichkeit, weitgehend auch schlicht von Sex. Denn Haffner hat, bezeichnend für die Wirtschaftswundergeneration, wenig besondere geschichtliche Erinnerungen an sein langes Leben. Haffner wird als anhaltend lüsterner und diesbezüglich erfahrener alter Mann geschildert, gewissermaßen wie eine melancholisch milde, bürgerlich gezähmte & gebügelte Variation des *dirty old man*, wie ihn derb & urtypisch Charles Bukowski zeichnet. Obwohl es heißt: „Haffner suchte das Höhere im Niederen: in der Lust und der Eitelkeit und der Scham“ (S. 183), so mangelt dem geschilderten Sex offenbar gerade dieses „Höhere“: ein spannungsgeladener geistiger Problemzusammenhang, ohne den die wiederholte Schilderung von Sex langweilig wenn nicht gar triste wird, ein inhaltsleeres Spiel mit Fleisch: Sex bloß, sonst nichts. – Allenfalls schreiende Verzweiflung. Trotz haargenauer Beschreibungen von Brustwarzen und Penismassagen entgeht dem Autor in seinem Text offenbar die zwischen Fleischlichem und Geistigem waltende innige Beziehung; diesbezüglich zwischen Höherem und Niederen zu unterscheiden ist albern. Die auf Seite 106 gerügte „falsche Scham“ in Bezug auf die Beschreibung von Geschlechtlichkeiten ist etwas anderes, als die Wiederholung eben dieser Geschlechtlichkeit ohne erzählerischen Gehalt. Dergleichen könnte summarisch abgehandelt werden, um zum Eigentlichen zu kommen. Die Wiederholung inhaltsarmen Geschehens läßt sich besser im Fernsehen bewundern; vielleicht ist der Schmöcker ja als Drehbuch für einen amüsanten Film mit reichlich humoriger Nacktheit berechnet? – Das Thema der Wiederholung beschäftigt Thirlwell, er läßt diesbezüglich behaupten: „Der wahre Freigeist ist ein Meister der Wiederholung. Im Gegensatz zum Künstler des Einmaligen, des Improvisierten.“ (S. 330) Gegen Ende (S. 367) „stellt sich heraus, dass es so etwas wie Einzigartigkeit gab. Die Liebe bewies es.“ Überhaupt unterlaufen Thirlwell zahlreiche Mißverständnisse, begriffliche Klarheit ist seine Sache nicht, dafür gelingt es ihm, Worte in einem Schwall von Wörtern aufzulösen. Auch das ist eine Kunst.

Zu allem Überfluß nimmt im Verlauf des Textes das Thema Judentum überhand, es droht gar das zentrale Thema zu werden, von dem man meint, alles in „Flüchtig“ gesagte, schon mal irgendwo gehört oder gelesen zu haben. Die

Besonderheit, im ausgehenden 20. Jahrhundert europäischer Jude zu sein, erscheint hier nicht als eine authentische, sondern als eine Erfahrung aus dritter oder vierter Hand. Vielleicht ist das die angemessene Behandlung dieses Themas, denn im gegenwärtigen Mitteleuropa ist ein *Judenproblem* nur noch vom Hörensagen bekannt. Jedenfalls ist es kein Saul Bellow, der hier schreibt.

Für den Literatur gewohnten Geschmack sind die teils abrupt aufeinander folgenden Assoziationen und Erinnerungsschnipsel aus einem „normalen“ Leben ziemlich aufschlußlos und er ist froh, beispielsweise auf ein paar Seiten im „Stiller“ inhaltsreiche Nahrung zu naschen. Im Kontrast zu den aus knappen Erinnerungen zusammengeschnitzten flüchtigen Phantasmen und expressionistischen Situationsbeschreibungen stehen detaillierte Analysen der Motive einiger Figuren. Etwa des Heranwachsenden Benjamin, der sich nach Hiphop, Sport, Drogen, Buddhismus dem Glauben seiner Vorfahren, dem orthodoxen Judentum, zuwendet, um schließlich, wie sein Großvater Haffner, der Lust an den Frauen zu verfallen. Oder der jungen Frau, welche die Liebe des fidelen Greises Haffner erwidert. Vielleicht ist diese Liebe, diese wechselseitige Liebe des Disparaten inmitten einer als kalt, öde, sinnleer gezeichneten Welt das Wunder, dessen Ereignis uns Thirlwell verdeutlichen will. Sollte im Meer eines kalt lüsternen Materialismus bereits die Vereinbarkeit von Sex & Liebe (S. 224) ein Wunder sein? Gehört solch Vereinbarkeit tatsächlich zu den Problemen eines 78jährigen? Wenn ja, warum? Ist der Alte Viagragedopt? – Im übrigen gelingt das „Wunder“, wie zu erwarten, nur für einen Augenblick; worauf uns Thirlwell mit seinem Roman „Flüchtig“ vermutlich nochmals hinweisen möchte. Auf dem Höhepunkt des geschlechtlichen Aktes sahen Haffner und die junge Frau „einander in die Augen, und sie erschauten einander: erleuchtet.“ Da war es: „Haffners Paradies!“ (S. 328) – Ist das konkret gemeint oder Gleichnis für was? Romantik oder Kitsch? Haffner ist Bürger, seine Liebe gehört selbstverständlich seiner Gattin, der besten aller Ehefrauen, die zwar schon verstorben ist, der er aber als Bezugspunkt seines Fühlens & Denkens im Selbstgespräch bis ins Grab verbunden bleibt. Von der jungen Geliebten alleine zurückgelassen erwacht auch Haffner aus seinem Mittsommernachtstraum, in dem er sich zum „Finale“ seines Lebens ein letztes Mal hat zum Narren machen lassen, wie sein Leidensgenosse Zettel „mit dem schweren Eselkopf“ verwirrt und traurig. Aber „auf einmal schien diese Traurigkeit einen Sinn zu haben.“ (340) Der erstklassige Akt bewirkt in Haffner die plötzliche Entdeckung eines allgegenwärtigen Sinns (S. 338). Sollen wir nun lachen oder weinen? Leider bleibt

auch die Schilderung dieser, der Erleuchtung im Zen-Buddhismus vergleichbaren, plötzlichen Sinnerfahrung farblos. Und – haben wir etwas neues erfahren? Oder wird hier für die Neuen Altes neuerlich wiedergekauft? Oder ist das Gesagte schlicht albern? Übrigens hat Haffner seine sich der Sprachlichkeit entziehende Sinnerfahrung nicht lange überlebt; vermutlich tröstete ihn seine letzte Einsicht hinüber.

Der geübte Leser hat sich nach 120 Seiten leidlich eingelesen und entwickelt ein gewisses Interesse am Schicksal der Hauptfigur, an der geschickten Collage aus knappen Assoziationen & fragmentierten Erinnerungen des alten, bald sterbenden Haffner, und liest aus Gewohnheit oder Pflichtgefühl zu Ende. Mehr noch, mit der Zeit ist Haffner dem Leser wie ein alter Bekannter vertraut und sympathisch geworden. Aber die Lektüre macht traurig, grundlos traurig, denn man hat ja in den Stunden, die 382 Seiten erfordern, so gut wie nichts Betrübendes oder Erschütterndes, abgesehen von manch einem gelungenem Scherz auch kaum intellektuell Forderndes und also Erheiterndes erlesen. Man ist bloß traurig, viel Zeit mit dem Lesen eines aktuell gepriesenen Autors verbracht zu haben, ohne dabei Nennenswertes, gar Erfrischendes oder Kräftigendes zu erfahren. Interessant wäre es zu hören, inwieweit jüngere Leser, so unter 30, von dem Text ihres Zeitgenossen angesprochen werden und sich darin wiederfinden? Zu seinem Glück kann der literarisch bereits etwas verwöhnte Lesefreund zum Buch eines der großen Toten, beispielsweise Max Frisch, greifen, um sogleich den Duft der Literatur zu atmen, um wieder einbezogen zu werden in das herausfordernde Spielfeld der Sprache, um wieder einzutreten in das Spannungsfeld von Form & Gedanke. Inwieweit trifft wohl zu, was Thirlwell zu bedenken gibt, daß der klassische Roman „die junge Generation nicht mehr erreiche“, sondern „die Alten“ seine „eigentlichen Adressaten“(S. 34) seien? – Oder sollte gerade die von Thirlwell gebotene Einförmigkeit des Stils und die an ein mißratenes Plagiat erinnernde gedankliche Zusammenstückelung, die blitzlichternde Aneinanderreihung flüchtiger, oft beliebig erscheinender Eindrücke eine dem Geschmack unserer Gegenwart und Zukunft entsprechende Beschreibung sein? „Irgendwas,“ heißt es auf Seite 14, „sei mächtig schiefgelaufen.“ Gemeint ist Haffners Epoche, das vergangene 20. Jahrhundert. Sollte unser Autor ein luzider Zeitgeistkritiker sein? – Trotzdem: Wie & woher bekommt man bloß so gute Kritiken wie Thirlwell?!

Adam Thirlwell: *Flüchtig. Ein Roman in fünf Teilen, Frankfurt/M 2010, 382 S., 19, 95 €.*